№ 11. Jüdisches 1885.

Familien-Blatt.

Zur Unterhaltung u. Belehrung für die israelitische Jugend.

Die Mutter des goldnen Kalbes.

(Zu Parschaß Poro und Sidra Ki Szisso.[1])

Auf den Sinai Moses war gegangen,
Die Gesetzestafeln zu erlangen.
Vierzig Tage war er dort geblieben,
Und das Volk, von Unruhe getrieben,
Daß dem Moses Unglück widerfahren
Sprach zu Ahron in erregten Schaaren:
„Mach uns einen Gott, der vor uns wandle,
Der, da Moses fort ist, für uns handle"!
Ahron konnt' nicht widerstehn der Bande,
Und so kam das „goldne Kalb" zu Stande. —

Aber Moses kam vom Berg hernieder,
Und er sah die sinnverwirrten Brüder,
Kühnen Muthes, ohne viel Umstände,
Macht dem „goldnen Kalbe" er ein Ende.
Und der Herr, er sprach darauf zu Mose:
Nimm zur Sühne eine fehlerlose
„Rothe Kuh", die noch kein Joch geduldet,
Daß sie trage, was das Kalb verschuldet!
Sie verbrenne, denn des Kindes Sünden
Durch die Mutter ihre Sühne finden!" — — — —

„Goldnes Kalb", du giltst noch heut' nicht minder
Als der Gott der meisten Menschenkinder!
Nicht bloß Juden nehmen Theil am Tanze
Dir zur huld'gen, nein, die Welt, die ganze;
Deine Mutter, wie einst in der Wüste,
Ist auch heut' die . . . thier'sche Gier der Lüste,
Die sich gerne, jugendroth, ergötzet,
Die sich jedem Joche widersetzet. —
Wenn ihr wollt das „goldne Kalb" bezwingen,
Müßt die Mutter ihr zum Opfer bringen,
Muß die Gier, die thierische, erliegen,
Müßt ihr Euch, das eigne Herz, besiegen. —
Und auch, wie ihr führt den Kampf, den schweren,
Kann am besten Euch noch . . . . Moses lehren!

Dr. J. Goldschmidt-Weilburg.

Judith, oder das Perlenhalsband.

Erzählung aus dem russisch-jüdischen Leben.

Von Emilia P . . . . . r.

(Fortsetzung.)

„Nun, lieber Fürst, was bringen Sie?" fragte ihn der Czar huldvoll.

„Ich bringe Etwas, in der That, Majestät," lächelte Murawieff, und schon breitete er das herrliche Halsband vor den Augen des Herrschers aus.

Czar Nicolaus war entzückt. Er prüfte es mit Kennerblicken und ward noch entzückter.

„Der Preis, Fürst, der Preis, keiner soll mir zu hoch sein, es ist ein wahres Kabinetstück."

„400,000 Rubel, Majestät," lautete die prompt gegebene Antwort.

Czar Nicolaus verzog keine Miene. Er ließ sogleich seinen Adjutanten, den Grafen Dolgoruki, zu sich bescheiden, der ihm eine Anweisung über obige Summe ausfertigen mußte, die der Monarch zustimmend-nickend unterzeichnete und dem Fürsten überreichte.

„So lieber Fürst, und nun, wie kommt Ihr zu diesem Schmuck?"

„Majestät", stotterte Murawieff, „es ist dies eine delicate Angelegenheit, meine Gattin" — —

Czar Nicolaus unterbrach ihn mit einer abwehrenden Handbewegung. Er hatte wenig Zeit. Die innere und äußere Politik, der Krieg mit der Türkei beschäftigten ihn vollauf. Auch hatte er keinen Grund, Fürst Murawieff zu beargwöhnen.

„Ich verstehe, lieber Fürst. Ehren Sie das Geheimniß Ihrer Gemahlin," sagte lächelnd der Monarch, „verrathen Sie nichts von dem, was Sie aus Zartgefühl und Edelmuth verschweigen wollen. Ich verzichte."

Fürst Murawieff wurde dunkelroth aus zweierlei Ursachen. Er erröthete aus Scham, da er sich seiner habsüchtig-unedlen Regung bewußt, und wiederum vor Freude, daß die unwillkürliche Bezugnahme auf seine Gattin, den Kaiser auf eine falsche, ihm so günstige Fährte geleitet, jedem Argwohn entrückt hatte. Mit warmen Worten dankte er dem hohen Herrn.

„Beruht auf Gegenseitigkeit, lieber Fürst," lehnte der Monarch freundlich ab.

In diesem Augenblick meldete der dienstthuende Kammerherr das Nahen der Kaiserin.

„Sie kommt, wie gerufen," sagte der Czar.

Bei dem Anblick der Perlen brach die Kaiserin in ein helles, ungekünsteltes Entzücken aus. Grade Perlen liebte sie so sehr und diese übertrafen an Schönheit alle in ihrem Besitz befindlichen. Mit leuchteten Augen dankte sie ihrem hohen Gemahl und Murawieff.

Wenige Minuten später verließ dieser den kaiserlichen Palast. Fast berauscht von dem überaus glücklichen Erfolg, lehnte er sich in die Kissen seines Staatswagens zurück.

* * *

„Ja, ja, Kascha, das Glück ist uns günstig," murmelte er dabei triumphirend und selbstzufrieden.

Die Erhebung der großen Summe war seine unmittelbarste That. Verschiedentliche Besuche, darunter einer auf der Polizeipräfectur folgten dieser. Wozu? — — Fürst Murawieff sah ein wenig bleich und angegriffen, selbst finster aus, als er vor seinem Schlosse vorfuhr. Hastig stieg er die Marmortreppen hinan, eilte in sein Arbeits-Cabinet und schloß sich daselbst ein. Stimmengemurmel und Waffengeklirr schreckten ihn auf. Wie sonderbar, da er doch darauf gelauscht! — Mit finsterer, starrer Entschlossenheit trat er hinaus. Schon kam man ihm entgegen, ein Offizier und einige Mannschaften. Militärisch begrüßte man sich.

[1]) Vgl. Raschi Anfang Chukaß, IV. Moses 19,22. u. Tanchu ma z. St.

„Alles bereit?“ fragte der Fürst.

„Alles, zu Befehl,“ erklang es eben so kurz dagegen von des jungen Offiziers Lippen.

„Auch der Wagen?“

„Wie befohlen am hintersten Portal.“

„Noch einmal empfehle ich strengste Geheimhaltung und Vermeidung jedes Aufsehens.“

„Zu Befehl, ich bin informirt.“

„Gut denn,“ versetzte der Fürst, und wandte sich links einem halbdunklen Corridor zu. Offizier und Mannschaften folgten ihm auf dem Fuße. Endlich machte man Halt. Fürst Murawieff legte seine Hand auf die messingerne Klinke einer dunkelgetäfelten Thür. Er klopfte. „Herein!“ erklang es von Innen. Der Fürst winkte dem Offizier, dieser trat einige Schritte zurück, und im nächsten Augenblick standen sich Murawieff und Samuel wieder gegenüber.

„Ew. Gnaden haben mich lange warten lassen“, äußerte Samuel mit sanftem Vorwurf, doch ernst und würdevoll. „Ich darf wohl hoffen, daß der Schmuck“ —

„Nichts darf Du hoffen, Spion, Verräther, der Du bist!“ herrschte ihn der Fürst an, ihm ins Wort fallend. „Nach Sibirien kommst Du, dorthin trage Deine Hoffnungen, wenn Du kannst!“ Und sich nach rückwärts wendend, fügte er hinzu. „Hier ist Euer Gefangener; Ihr hörtet ihn selbst nach einem Schmuck, seinem Sündenlohn, fragen. Nehmt ihn in Eure Mitte und thut was Eures Amtes ist. Schnell!“

Wie betäubt stand Samuel, aber nur einen Augenblick, dann durchzuckte ihn, wie ein Lichtblitz die klare Erkenntniß seiner Lage. Er errieth sofort deren Ursache und Zusammenhang, verstand, daß der Fürst ihm den Schmuck unterschlagen hatte. Todesschrecken und ohnmächtiger Grimm erfaßten ihn, denn er gedachte der Seinen, erinnerte sich seines heldenmüthigen, schönen Lieblings, seiner Judith, die ihm nun nicht zur Seite stand, und die sich fern von ihm, in der Gewißheit seines Unglücks, das ihn betroffen, vielleicht krank und elend grämen und ängstigen würde. Ein tiefer Seufzer entrang sich bei diesen Gedanken seinem gequälten Herzen. Aus seinen sanften, großen Augen sandte er einen Blick tiefster Verachtung auf seinen fürstlichen Peiniger und Ankläger, und bleich, aber gefaßt trat er dem jungen Offizier entgegen, auf den die hoheitgebietende Gestalt, das ruhige Wesen des betrogenen Juden nicht ohne Eindruck blieben. Fast unwillkürlich befahl er, dem Gefangenen keine Fesseln anzulegen. Murawieff erblaßte, knirschte mit den Zähnen, doch wagte er keine Einrede, keinen Gegenbefehl, Samuel aber sandte ein stilles Gebet zu dem Gotte seiner Väter, flehte ihn um Erbarmen an für sich und die Seinen, und bat ihn inbrünstig, daß er doch seine Unschuld an den Tag bringen, und ihm und seiner Familie Kraft zum Ertragen verleihen möge. Gehobenen Hauptes schritt er eilig inmitten der Bewaffneten hinaus, und so wurde er direkt von Petersburg und dem Palast des Fürsten aus, unter dem Vorwande und der von diesem geschickt durchgeführten Anklage des Verraths und der Spionage, ohne jede weitere Untersuchung nach Sibirien transportirt, und zwar nach der kleinen, fernen Festung Urdassymsk.

Als die Schritte der Abgehenden verhallten, athmete Murawieff tief auf, doch wie gebannt blieb er noch stehen. Sein Ohr lauschte, nein, jede Fiber seines Körpers lauschte. Da erklang das Rollen eines davonfahrendenWagens; doch ihm erklang es wie das dumpfe Grollen eines zürnenden Gottes, und es war ihm, als rollten ihm Steine lawinenartig auf die breite Brust, und bedrückten sie mit Centnerlast. Er rang nach Luft, er ermannte sich, verließ das ihn wie mit Geisterspuck beängstigende Gemach, und wie mit Flügeln an den Füßen eilte er in sein Arbeitszimmer und geheimes Cabinet zurück. Hastig öffnete er eine kleine Cassette von Ebenholz und Perlmutterauslegung, feinster Arbeit. Werthpapiere und Gold strotzten ihm daraus entgegen. Fürst Murawieff lächelte. Er ließ die glänzenden Münzen durch seine bebenden Finger gleiten, und auf dem eichenen Tische dahinrollen, und seine Mienen erheiterten sich. Ja, sie rollten die goldenen Dinger, das rundgeformte Metall, aber in seinem Ohr tönte noch ein anderes Rollen immer fort und weiter, und lähmte seine Freude von Neuem.

„Kascha, Kascha, um Deinetwillen!“ seufzte der Fürst schwer in einen Sessel sinkend, so daß er mit ihm ein Stück zurückrollte, „das Glück war uns günstig, doch *wie* erkauft und wie lange!“ —

Am nächsten Morgen schon befand sich der Fürst bereits wieder auf dem Rückwege nach Odessa.

(Fortsetzung folgt.)

Jüdische Silhouetten aus Galizien.

Von Nathan Samuely.

XVII. Zwei Denkmäler.

In Krakau war es, wo ich meinen ruhmreichen Freund aufsuchte — nicht auf dem regen Marktplatze des Lebens, sondern auf dem des Todes.

Wahrhaftig auch ein reger Marktplatz! Pompöse Monumente von Granit und Marmor erheben sich fast stolz über die Gräber und wie auf einer wahren Concurrenzausstellung locken sie mit ihren funkelnden, goldenen Buchstaben von verschiedenen Seiten den Wanderer zu sich heran: „Hieher Wanderer, hier ruhet der große Mann!“ „Hier, hier ist die wahre Größe zu finden, die Krone des Zeitalters!“ „Schau doch mal her, Wanderer, da unten findet sich eine Perle der Frauen!“ Lauter solche Ausgebote, ja, sogar an schreiende Auslagsschilden fehlt es nicht, an goldenen Adlern, Löwen und Tauben; gleichsam gemalte Musterpröbchen von dem Inhalte des Grabes.

Nein! — unter diesen reklamemachenden Monumenten fand ich meinen Freund nicht. Weit abseits erhebt sich ein sanftes, niedriges Hügelchen, auf dem nichts von goldenen Buchstaben zu sehen ist und noch weniger von goldenen Löwen oder goldenen Tauben, nur blos ein bescheidenes fast demüthiges Denkmal, so demüthig, daß man zu glauben versucht ist, es wolle sich jeden Augenblick aufs Angesicht werfen — nämlich — ein dünnes, glattgehobeltes Brettchen und auf diesem fand ich den Namen meines Freundes, aber so schlicht, so kurzweg, nur blos mit den Worten: „Moritz Gottlieb, selig sein Andenken!“

Wer ist dieser Moritz Gottlieb? Was war sein Leben und Streben? Davon weiß das Denkmal kein Wort zu erzählen — genug, daß das traurige, trübselige Aussehen desselben jedem, der es nur wissen will, erzählt: „Moritz Gottlieb hat keine Reichthümer zurückgelassen.“ Haben doch die wahnwitzigen Menschen den Kastengeist, will sagen den Rassekastengeist über die Gräber hinausgetragen. Läßt einer voll den „Kasten“ zurück, dann setzen ihm die dankbaren Erben einen großen, schönen Marmorstein, malen ihm auf demselben was vor, einen Löwen oder einen Adler und erzählen mit goldenen Lettern, was alles der Verstorbene bei Lebzeiten gewesen. Hinterläßt er hingegen den Kasten leer, dann muß er es mit einem kleinen Steinchen, wenn nicht gar mit so einem plattgehobelten Brettchen vor lieb nehmen und auf eine große Inschrift verzichten, weil ja der Steinmetzer für jeden Buchstaben Klingendes verlangt.

Die albernen Menschen aber kommen und messen die Größe des Verstorbenen nach der Größe des Steines und die Anzahl seiner guten Eigenschaften nach der Anzahl der goldenen Buchstaben, die auf ihm prangen und sie bewundern den Marmor und den, der unter ihm liegt — den goldenen Löwen oder die goldene Taube.

Wer kehrt sich an so ein bescheidenes Hügelchen, wie das, welches ich aufgesucht? Wer würdigt es eines Besuches? Nur die stille Abendsonne fand ich drauf, die allabendlich wie eine liebevolle Mutter sich auf das kleine Hügelchen niedersenkt, es mit ihren zarten Fäden umspinnt und da legt sich ein Stückchen Sonnengold auch auf das dünne Brettchen, jenes armselige Grabmal, das in diesem

verklärten Lichte funkelt und leuchtet in den schlichten Worten: „*Moritz Gottlieb, selig sein Andenken!*“

Moritz Gottlieb hat aber noch ein anderes Denkmal, das er sich freilich bei Lebzeiten selber errichtet hat, aber jenes zweite steht nicht so verlassen, wird nicht von den Menschen so gemieden, wie das auf dem Krakauer jüdischen Friedhofe, sondern wird vielmehr von ihnen umringt, laut bewundert und angestaunt.

Jenes zweite Denkmal ist in der Warschauer Bildergallerie zu sehen in der Gestalt eines großen goldumrahmten Bildes, das sich „die Juden am Versöhnungstage“ nennt.

O, was für wunderbarer, Herz und Geist bezwingender Zauber, ist über die Leinwand ausgegossen?

Da stehen sie Kopf an Kopf in der Synagoge gedrängt, die betenden, weinenden und fastenden Juden, angekleidet mit dem weißen Linnenkittel, mit jenem Schlafgewande, mit welchem sie sich einst zur letzten Ruhe hin begeben, denn heute ist heiliger Versöhnungstag und sie söhnen sich nicht blos mit Gott, sondern auch mit ihren Nebenmenschen aus, mit ihren Peinigern und Quälern, mit ihrem schrecklichen Geschicke, ja, mit ihrem tausendjährigen Martyrerium.

Diese reumüthigen Gestalten mit den thränendurchweichten Gesichtern, wir sehen sie nicht blos auf diesem Bilde lebendig vor uns, sondern wir glauben auch ihre Stimmen zu hören, ihren welterschütternden Weheruf, der bis zum Throne Gottes empordringt. Wie ist alles hier lebenssatt, greifbar, seelenvoll, jede Figur der Typus einer ganzen Menschenklasse.

Dort ein Greis mit schneeig herabwallendem Barte, der sein furchenreiches Antlitz zum Himmel emporhält und die Augen — ach, welche Andacht, welche Versöhnung, welche ewige Liebe leuchtet aus diesen großen, verklärten Augen!...

Dort wieder hockt über ein vergilbtes, uraltes Gebetbuch, dem man es ansieht, daß es schon die Thränen von Jahrhunderten in sich eingesogen hat — ein bleicher Mann mit welkem Barte und verwitterten Zügen, ein ausgebrannter Vulkan, welchen die unendlichen Leiden verknöchert und versteinert haben, der nicht mehr lieben, nicht mehr hassen, nicht mehr beten und nicht mehr lästern kann — sondern mit seinen leblosen Augen theilnahmslos vor sich in das vergilbte Gebetbuch hinstarrt.

Ein anderer wieder, ein taubengrauer, edler Greis, sitzt ebenfalls das Haupt auf die flache Hand gestützt, über ein aufgeschlagenes Buch, doch schweifen seine großen, offenen Augen weit über dasselbe hinweg und scheinen in einer ganz anderen Welt zu weilen, in holden Jugenderinnerungen, die ihm wieder lebendig werden, in süßen Träumen von einstiger Liebe und Glückseligkeit.

Tiefer in dem Hintergrund sitzt ein Mann in den mittleren Jahren, mit kalten, ruhigen, ganz leidenschaftslosen Gesichtszügen — die reine verkörperte Praxis. Er — man siehts ihm an — beschäftigt sich nicht mehr mit der Vergangenheit, in der ja ein für alle mal nichts mehr zu suchen ist, sondern mit Gegenwart und Zukunft, für die er bei Gott alles Gute erflehen will, und das ohne sich sonderlich dabei aufzuregen, sondern ruhig, gelassen und geschäftsmäßig. Indeß vergißt er auch nicht daran, daß er der Thüre gegenüber sitzt, wo er sich leicht eine Erkältung zuziehen könnte und hat daher sorglich über den weißen Kittel die warme „Rasmulki*)“ an. Aber als ehrsamer Vater vergißt er auch nicht daran seinen Sohn, einen lebhaften Jungen, fest neben sich zu halten und ihn mit dem Finger in das Gebetbuch zu deuten, damit er Wort um Wort alles klar und deutlich hersage und ja kein einziges Wörtchen überschluppe — nur ehrlich und coulant sein „was zu Gott ist zu Gott.“

Mitten unter allen diesen Leuten prunkt ein kleiner, pausbackiger Junge in seinem neuen, schillernden Festgewande, in dem er sich gar sehr zu gefallen scheint und in seinem neuen, spitzen Sammtkäppchen, das er gar kecklich aufzusetzen verstand. Nichts hat er mit allen diesen Leuten gemein, nichts von ihren Wünschen und Hoffen, sie sind für ihn auch nicht vorhanden, er ist glücklich, er sieht und will auch nichts anderes neben sich sehen, als nur seine schillernden, prunkenden Festgewänder.

Aber neben diesem Bilde holder Naivetät und glücklicher Selbstbegaffung drängt sich uns schon ein anderes Bild vor Augen; ein junger Mann mit abgegrämtem Gesichte, der ganz zerknirscht in demuthsvollem Gebete sich krümmt und windet und die Hände zu Gott emporstreckt gleichsam wie ein Ertrinkender, der um Rettung flehet.

Von der Frauengallerie lauschen durch seidene Gardinen die schönen, weiblichen Gesichter hervor mit ihren großen feuchten Rehaugen, manche unter ihnen noch zarte Knospen, umflossen von dem ersten Hauche des Jugendlenzes, andere wieder reizende, üppige, vollentwickelte Gestalten, das Haupt mit juwelenbesetzten Stirnbändern geziert, die bei aller Andacht einen Zug von Koketterie und Eitelkeit nicht verleugnen können. Im Hintergrunde, mehr nur in nebligen Umrissen sieht man manches alte runzlige Mütterchen das die bebrillten Augen tief ins breite Gebetbuch versenkt.

Durch das obere kreisförmige Fensterchen mit den bunten Scheiben stiehlt sich die feierliche Abendsonne herein und senkt sich mit ihrem verklärenden Golde auf eine Männergruppe nieder, die mitten auf dem Almemor zu sehen ist, den Bet-Talar geschultert und das Haupt mit dem „Streimel“ bedeckt hält einer — ein ehrwürdiger Greis — eine zusammengerollte Thora, die in ein seidenes Mäntelchen gehüllt ist, hoch in seiner zitternden Hand empor, gleichsam wie ein Siegespanier, das er durch Ströme von Blut und Thränen mit sich fortgetragen hat. Neben ihm, ja, fest an ihn gelehnt, steht ein schlanker bleicher Jüngling, in welchem der Maler sich selber portraitirt, gehüllt in orientalische Gewandung, mit der rechten Hand sein Gesicht umschattend, aus welchem zwei große mildverklärte träumerische Augen hervorleuchten, senkt sich seine Linke hart neben der Thora nieder, und da fällt unser Blick auf eine merkwürdige in das Seidenmäntelchen der Thora eingestickte, hebräische Inschrift, welche lautet: „*Gespendet für das Seelenheil des dahingeschiedenen Moritz Gottlieb, selig sein Andenken!*

Das ist das Denkmal, welches jener Moritz Gottlieb sich selber bei Lebzeiten errichtet hat. (Schluß folgt.)

*) Eine Art Ueberzieher.

Allerlei für den Familientisch.

Weihnacht und Neujahr.

Das Januarheft der Monatsschrift „Vom Fels zum Meer“ enthält in einem Aufsatz von Moritz Lilie unter der Ueberschrift: „Bedeutungsvolle Nächte“ folgenden Passus, den wir im Anschluß an die in diesem Blatte gebrachten Bemerkungen über das Verhältniß von Weihnachten zu Neujahr hier abdrucken:

„Es war ein Gebot der Klugheit, das die christliche Kirche bewog, den Geburtstag des Heilandes, *dessen wirkliches Datum nie ermittelt worden ist*, auf die Weihnacht des heidnischen Jubelfestes zu verlegen. Die religiösen Gebräuche waren so innig mit dem Volke verwachsen, daß die neue Lehre sie nicht auszurotten vermochte, vielmehr viele derselben in sich aufnahm und in ihrem Sinne deutete. Daher finden sich bei fast allen Festen der Christenheit Anklänge an das Heidenthum; die reine, unverfälschte Lehre Jesu war duldsam genug, um ihren neuen Bekennern schonendes Betrachten der mit ihrem bisherigen Glauben verbunden gewesenen äußeren Formen entgegen zu tragen und ihnen dadurch den Religionswechsel zu erleichtern. Der 25. December findet sich als Geburtstag Christi zuerst in einem römischen Fest-Kalender vom Jahre 354, aber erst durch ein Gesetz des Kaisers Justinian ward dieser Tag in der gesammten Christenheit als solcher allgemein eingeführt und anerkannt.“

In Bezug auf das christliche Neujahrsfest heißt es weiterhin: ... „Freilich bekämpfte die Kirche, welche für den Beginn des kirchlichen Jahres den noch heute beibehaltenen ersten Adventsonntag bestimmte, die Feier des bürgerlichen Jahreswechsels, aber vergebens; sie mußte sich im 8. Jahrhundert bequemen, den 1. Januar als Neujahrstag, wenigstens für die germanischen Völker, anzuerkennen, wenn auch erst im Jahre 1700 dieser Tag als solcher für die gesammte Christenheit festgesetzt wurde."

Anfrage.

In einem anscheinend gut inspirirten und aus Copenhagen stammenden Leitartikel der „Magdebg. Ztg." vom 1. d. über den skandinavischen Radicalismus lese ich bei Besprechung und Characterisirung der Spaltung zwischen der „politischen" und der s. g. „litterarischen" Linken in Dänemark, daß dort in der gegenseitigen Zeitungspolemik eine „weniger auf Besiegung als auf Verhöhnung des Gegners gerichtete Kriegsführung" geübt werde und gegenüber dem Führer der litterarischen Linken, dem „auch in Deutschland wohlbekannten geistreichen Litterarhistoriker Dr. Georg Brandes, sowie seinem Streitgenossen und Bruder, dem Redakteur Dr. Eduard Brandes, in diesen Diatriben in den „Organen der Gegner die „semitische Eigenschaft" der „Gebrüder Brandes" eine stets wiederkehrende Rolle spiele.

Es liegt mir nun daran und ist wohl auch für die Leser ds. Bl. im Allgemeinen nicht ohne Interesse zu wissen, wie es sich mit dieser „semitischen Eigenschaft" der Gebrüder Brandes verhält und gewiß dürften sich unter den Lesern ds. Bl. Orientirte befinden, die hierüber an dieser Stelle einen kurzen Aufschluß geben möchten. Desgleichen lese ich in einem älteren Jahrgang des „Ueber Land und Meer" von der semitischen Abstammung Gambetta's. Weiß auch vielleicht darüber Jemand etwas Näheres?

Max Weinberg.

(Von anderer Seite wird angefragt, ob der in Mailand am 14. December v. J. verstorbene Leone Weil-Schott — bekannter Bibliophilen und Besitzer einer der reichhaltigsten Privatbibliotheken dieser Stadt — Jude war?

Aus Rußland. Vor etwa 20 Jahren wurde ein Großgrundbesitzer bei Wilna Vater einer Tochter — deren Mutter nicht seine Frau war. Da er sich des Kindes entledigen wollte, gab er es seinem jüd. Pächter, um es bei Seite zu schaffen. Dieser verbarg das Kind und ließ es auf Anrathen des Kownoer Rabbiners von einer jüd. Frau auf seine Kosten großziehen. Dann nahm er es als eine verwaiste Verwandte zu sich. Da sein Sohn die schön erblühte Jungfrau zur Ehe begehrte, enthüllte er ihr das Geheimniß ihrer Geburt — doch sie blieb freudig Jüdin und wurde freiwillig die Schwiegertochter ihrers Retters. Das stille Glück wurde durch einen Juden, der einen Streit mit dem Pächter hatte, vernichtet, da er dem Gutsherrn Alles verrieth. Dieser übergab, da die Tochter nicht zu ihm zurückkehren wollte, die Sache dem Gerichte, welche die Anklage wegen Kindesraubes erhoben. Doch (und dies ist eben das für Rußland Unglaubliche) nachdem der Rabbi von **Kowno** sein Zeugniß abgelegt hatte, war der Spruch des Gerichts: 1. Das Kind wird als Erbin des Gutsbesitzers anerkannt. 2. Der jüdische Adoptiv- und Schwiegervater wird für alle Kosten und Mühen entschädigt. 3. Der Denunciant erhält zwei Monate Haft. — (Ob's wahr ist? Red.)

— Der „Courrier de Mostaganem" schildert eine Löwenjagd, an welcher 17 Colonisten, 5 Araber und ein Jude Theil genommen haben, von denen 2 durch den Löwen getödtet und 2 schwer verletzt wurden, während der muthige Jude ihn durch einen Schuß in's Ohr tödtete.

In **Horadno** starb vor einigen Wochen R. Meier Senders im 107. Lebensjahre.

Auch eine „Morene"!

Ein Rabbiner Süddeutschlands, der neben der Theologie gerne der Naturwissenschaft obliegt, besuchte öfters die Schweizer Gletscher und wurde von mehreren Bekannten deshalb befragt, wie sich ein Rabbiner auf die Gletscher versteigen könne. „Wissen Sie nicht", war die Antwort des Theologen, „daß jedem Rabbiner die מורנו (Moräne=Gletschergerölle) von großer Wichtigkeit sein muß; darnach muß man gar hoch steigen."

Aus dem Spruchschatz des Talmud.

Poetisch übertragen von Max Weinberg.

Wer Anderer Herz zur Milde rührte
Und brach der Gutthat Bahn,
Der hat oft mehr gethan,
Als wer die Wohlthat selbst vollführte.

* * *

Wie kann ich mich wohl recht an meinem Feinde rächen? —
Nimm an Erkenntniß zu, und ab an Fehl und Schwächen.

* * *

Nicht leicht wird Unrechtes Grenzen verletzen,
Wer sich im Erlaubten weiß Grenzen zu setzen.

Räthsel-Aufgaben.

I. Deutsches Logogryph.

Von Eugen Szkolny in München.

Einen Hohenpriester nennt Dir das Wort,
Wenn Du es ganz gerathen,
Fügst Du ein s an, ist's ein Ort
In Hellas' schönen Staaten.

II. Hebräisches Silben-Räthsel.

Von Jacob Kaufmann in Essen.

Die erste trug mich auf den Knien
Und führt' mich sorgsam an der Hand:
Die zweite sah ich siegreich zieh'n,
Auf ihn blickt stolz das Vaterland.
Das Ganze war ein böser Mann. —
O nehmt Euch kein Exempel d'ran.

III. Zweisprachiges Homonym.

Von J. Herzberg.

Deutsch ist es als der Name
Von Kaiser und Bauer bekannt,
Dem Herrn ward es geheiligt,
Wird es hebräisch genannt.

Auflösung der Räthsel in Nr. 10.

I. **Mammon. Maon.**
II. **Chartumim. Chartum.**
III. עֵז (Ziege). **Eis. Ei.**
IV. שְׁנַיִם **(zwei).** שִׁנַּיִם **(Zähne).**
V. אַבְנֵר בֶּן נֵר **(Abner** der Sohn des **Ner).**

Richtige Auflösungen sandten ein:

a) der Räthsel in Nr. 9,

A. J. Hofmann in Frankfurt a. M. M. Berliner in Schneidemühl. Dolphe in C. Amalie und Hedwig Krolik in Kosel O.-S. Recha Ehrlich in Schroda. Aron Hamel in Winzig. Weißmann in Katscher. Richard Pacharzewski in Magdeburg. Sali Cohen in Rees. Cantor Levin in Glogau (Sie haben Recht, das Arithmogriph enthielt in Zeile 7 einen Druckfehler und in Zeile 9 einen Aufgabefehler).

b) der Räthsel in Nr. 10.

Max und Moritz Golde in Posen (II. III. IV.) Markus Wolfermann und Konsorten in Barchfeld. S. u. L. Cohen in Rees. Lehrer Weißmann in Katscher. Nathan Grünfeld, Obersecundaner in Königsberg (II). Eugen Szkolny in München (1—4). Richard Pacharzewski, (2 u. 4). J. Kaufmann in Essen. Löwe und Felix in Magdeburg.

Verantwortlicher Redacteur Dr. Rahmer, Magdeburg. Druck von D. L. Wolff, Magdeburg. Verlag von Robert Friese, Leipzig.